



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frühlingstage am Garigliano

urn:nbn:de:gbv:46:1-908


Die angeführten Beobachtungen zeigen uns eine Entwicklung des Kleinhandels, die ebenso auf natürlichen Gesetzen beruht, wie der Umbildungsprozeß in der Lage des Handwerks. Ebenso wie die Handwerker gern ihre schlechte Lage allein auf die außer ihnen liegenden Ursachen schieben und die Gewerbe-freiheit unter anderm dafür verantwortlich machen, ebenso finden wir, daß der Kleinhändler den Konsumvereinen, Bazaren, unlauterem Wettbewerb usw. die Schuld für den am eignen Leibe deutlich genug verspürten Rückgang des Geschäfts beilegt. Diese Umstände spielen zum Teil als reine Konkurrenz-wirkungen wohl eine Rolle; aber auf die grundsätzliche Änderung der Lage des Kleinhandels üben sie keinen oder doch keinen entscheidenden Einfluß aus. Das muß man erkennen, wenn man die Lage des Kleinhandels untersucht und nach Mitteln forscht, üble Einwirkungen zu beseitigen. Vielleicht behalten die Mitarbeiter an den Untersuchungen, die man jetzt über die Lage des Kleinhandels anzustellen beabsichtigt, diese Erwägung im Auge, sodas sich später feststellen läßt, ob unsern Beobachtungen, was wir vermuten, auch eine all-gemeine Richtigkeit zukommt.

Oldenburg i. Gr.

L. O. Brandt



Frühlingstage am Garigliano

m Süden der italienischen Abruzzern, weitab von der großen Heer-
straße, auf der alljährlich im Frühlinge ein internationales
Fremdengewimmel gen Mittag zieht, liegt die Wiege des herr-
lichen Stromes, den die Alten Liris nannten. Schon dieser
Name tönt dem nordischen Wandrer wie Musik in das Ohr;
Gregorovius erklärte ihn, der „das Gemüt mit lyrischem Wohlklang füllt,“ für
den schönsten unter den italienischen Flußnamen. In der neuern Zeit kam
dafür der Name Garigliano auf. Auch dieser Name ist sehr schön. Er
hängt wohl mit dem lateinischen garrere zusammen. Cicero freut sich nach
langer Trennung von seinem Freunde Atticus wieder auf das garrere qui-
quid in bucam venerit. Er meint damit das lebhafteste Wechselgespräch mit einem
geliebten Menschen ohne einen lästigen Lauscher, das feiner und unmittelbarer,
als es ein Brief vermag, die geheimsten Regungen der Seele zum Ausdruck
bringt. Der Vergleich ist von zwei „girrenden“ Tauben hergenommen, die
sich ihre Herzensangelegenheiten zuraunen. So bedeutet also Garigliano den
girrenden, mit dem Wandrer süß plaudernden Fluß.

In neuester Zeit versucht man in Italien die antiken Namen statt der

mittelalterlichen und modernen wieder einzubürgern;*) deshalb findet man auf den Generalstabskarten fast überall den Namen Liri, nur für den Unterlauf des Flusses nach seiner Vereinigung mit dem Sacco hat sich der Name Garigliano behauptet. Der Name scheint aber ganz besonders den Ober- und Mittellauf zu bezeichnen. Denn da ist der Liris in der That ein munterer, geschwätziger Gefell und vielleicht der schönste unter allen italienischen Strömen.

Denn während der Po nach einer kurzen Lauffstrecke durch die Alpen, aus dem wilden Knaben ohne Jünglingszeit sofort zum Manne geworden, fast allzu massig seinen ungeheuern Wasserschwall durch die landschaftlich reizlose lombardische Ebne wälzt, während der Tiber schon lange vor Rom weder durch die Gestaltung seiner Ufer, noch durch die Färbung seines trüben Wassers unsre Sympathie zu erwecken vermag, während der Arno im Sommer fast versiegt, zeigt der hellgrüne, schäumende, brausende Garigliano, einem deutschen Alpenstromer vergleichbar, durchaus harmonische Verhältnisse. Geboren aus den Rinnalen, in denen das Schneewasser der den Fucinersee umgebenden Bergketten südwärts strebt, gespeist durch den mächtigen Emiffar dieses Sees selbst und durch viele Zuflüsse aus dem Gebiete des kühnen Monte Wiglio und des neapolitanischen Berglandes, schäumt er in seinem Oberlaufe durch enge Schluchten von Fels zu Fels, wird er in seinem Mittellaufe voll rüstiger Kraft dem Menschen dienstbar und bewahrt sich auch in seinem Unterlaufe den Wasserreichtum und die frische Farbe, sodaß er noch in der Nähe des Meeres mannhaft und stark erscheint und erst ganz kurz vor der Mündung im vulkanischen Erdreiche von Minturnae, östlich von Gaeta und Formiae, zu stocken beginnt und dann nach kurzem Greifenalter in das allumfassende Meer hinüberschlummert.

Mich zog mancherlei, als ich mich entschloß, vor dem unerquicklichen und unwürdigen Getümmel, das Rom kurz vor und während des Osterfestes erfüllt, in das Liristhal zu entinnen. Erstens lockte mich die Schönheit der im ersten Frühlingschmucke prangenden Landschaft, von der ich durch intime Kenner Italiens Kunde hatte, ferner die bis in die graue Vorzeit zurückreichende Geschichte dieser Gegenden und endlich die Erinnerung an einen mir besonders vertrauten Römer, der vom Liristhal seinen Ausgang genommen hatte und immer wieder voll Sehnsucht nach den heimatlichen Gefilden zurückgekehrt war. Die Reize des Liristhals erwiesen sich aber so mächtig, daß ich später im Mai von Neapel aus noch einmal dahin zurückkehrte, um die gewonnenen Eindrücke zu befestigen, auch das Mündungsgebiet kennen zu lernen und die Landschaft in ihrer vollsten Entwicklung zu sehen.

Den besten und schönsten Zugang zum Liristhale bietet die von Rom

*) So heißt z. B. das alte Casinum an der Bahn von Rom nach Neapel, das im Mittelalter und bis in unsre Zeit San Germano genannt wurde, jetzt wieder Casino.

quer durch Italien ostwärts führende Bahn nach Castellamare Adriatico. Man benutzt sie bis Avezzano. Die Bahn von dort ins Liristhal ist seit langer Zeit im Bau, aber etwas zu voreilig in die Karte des Bäderer von 1896 eingetragen; denn bis heute ist wegen der großen Terrainschwierigkeiten noch kein Ende des Baues abzusehen. Deshalb muß man die Strecke von Avezzano bis Balsorano am Liris (fünzig Kilometer) zu Fuß oder besser im Wagen zurücklegen. Und auch weiter abwärts kann man neben der Bahn Wagen oder Reitefel kaum entbehren, da die Ortschaften oft hoch über der Thalsohle und dem Niveau der Bahn gelegen sind. Doch ist das Fuhrwerk billig und meist gut. Für ängstliche Gemüter sei ausdrücklich bemerkt, daß man von den ehedem berühmten Räubern und Briganten der Abruzzen keine Spur findet; die Vorstädte von Rom und Neapel und die ländliche Umgebung dieser Städte sind für den Reisenden viel unsicherer als die innern Gebirge, in denen es keine Fremden und eben deswegen auch keine berufsmäßigen Bettler und Räuber, sondern fleißige Bauern und schlichte Hirten giebt. Selbstverständlich wird man gut thun, sich nicht, wie es manche Leute lieben, von oben bis unten mit Gold und Brillanten zu behängen; denn solcher Glanz, prahlerisch zur Schau getragen, kann wohl einmal bei einem naturwüchsigem und sonst unverdorbnen Hirten eine unbezähmbare Habgier erwecken.

Wir verließen Rom in der Frühe des Ostersonnabends und fuhren zunächst nach dem „kühlen Tibur.“ Es verdient seinen großen Ruf. Denn es liegt herrlich am Eingang zu den Sabinerbergen, an einer grünen Schlucht, in die der zweigeteilte Anio in mächtigen Kaskaden hinunterstürzt, sodaß er die ganze Umgebung durch seinen Wasserstaub feucht und saftig grün erhält. Außerdem liegt auf dem trefflich erhaltenen zierlichen Rundtempel der Sibylle, ferner in den Trümmern der nahen Niesenvilla Hadrians und der romantischen Versunkenheit der Villa d'Este soviel zaubervolle Schönheit, daß man darüber die lästige Zudringlichkeit der Führer und Bettler und die elende Verpflegung einigermaßen vergessen kann. Aber bis nach Tibur und an allen berühmten Plätzen seiner Umgebung bleibt man doch inmitten des Stromes der fünfzigtausend Reisenden, die um diese Zeit in und um Rom ihr Wesen treiben. Man wird beobachtet, geschoben, gedrängt, man macht halb widerwillig Bekanntschaften, und das Drehpianino und die Mandolina ersetzen stimmungsvoll die Drehorgel des Prebischthors. Aber sowie man den Fuß über Tibur hinaus nach Osten setzt, in die Berge der Sabiner und Marsjer hinein, ist man allein. Von der nächsten Station hinter Tibur ostwärts bis hinab zum Mündungsgebiet des Liris habe ich keinen Touristen getroffen, nicht einmal einen Maler, weil die italienische Landschaft aus der Mode gekommen ist.

Die Eisenbahn von Tibur nach Avezzano führt zunächst im Thal des Aniene (Anio) aufwärts, eine kunstvolle Anlage, die den italienischen Ingenieuren alle Ehre macht, nur daß oft der Genuß gerade der schönsten Landschaftsbilder

durch zahlreiche Tunnel gestört wird. Das Flußthal zeigt, wie manche Alpen-
thäler, verschiedene Böden. Ist eine steilere Steigung erklimmen, so befindet
man sich in einem breiten, von hohen Kalkbergen umrahmten, reich angebauten
Kessel. Bei Cineto Romano verläßt die Bahn das Thal des Anio und steigt
zum Kessel von Arsoli empor. Hier beginnt das Gebiet der alten Äquer; zur
Seite begleitet uns schon von Tibur an und auch weiterhin die alte Via Valeria.
Auch sonst ist die Gegend reich an klassischen Erinnerungen. Am Bach der
Licenza (Digentia), die am Berge Lucretilis entspringend und von Norden her
kommend östlich von Vicovaro (Varia) in den Anio stürzt, lag das sabinische
Landgut des Horaz, eine umfangreiche Anlage, zu dessen Bestellung ein Ver-
walter und acht Knechte erforderlich waren, und zu dem außerdem noch fünf
zinspflichtige Kolonenhöfe gehörten. Zwischen Arsoli und Carsoli findet man
Ruinen der alten Äquerstadt Carsoli, aus denen im Mittelalter die beiden
genannten Bergflecken erbaut wurden. Bald hinter Carsoli öffnet sich eine
von gewaltigen Schneebergen umschlossene Hochebene, das Plateau von Avezzano.
Es ist im Norden begrenzt von der weißen Pyramide des Monte Velino
(2487 Meter), an die sich ostwärts weißschimmernde Ketten anschließen. Der
im Süden gegenüberliegende gewaltig aufragende Monte Viglio, der „Wächter“
am Viristhal, ist einstweilen noch durch vorgelagerte niedrigere Bergkämme
verdeckt. Wir befinden uns im südlichen Teile der Abruzzen und verlassen
den Zug in Avezzano (etwa 700 Meter hoch), einem Städtchen von 7000 Ein-
wohnern, das uns im Albergo Vittoria einfache, aber saubere Unterkunft und
genügende Verpflegung gewährt. Der Ort, mittelalterlichen Ursprungs, bietet
außer seiner entzückenden alpinen Lage im Innern wenig bemerkenswertes;
nur Spuren der alten Feudalherrschaft und ihrer wirtschaftlichen Folgen sind
reichlich vorhanden: ein altes Schloß der Colonna und ein fürstlich Torloniaisches
Verwaltungsgebäude. Auffällig ist in Avezzano der große dreieckige Markt.
Er war am Ostersonntag fast leer. Nur an einer Seite hatte eine Familie
fahrenden Volkes eine Casa misteriosa aufgeschlagen, eine Zeltbude, in der
Schlangen und andre Merkwürdigkeiten zu sehen waren. Interessant waren die
italisch-rhetorischen Kunstmittel, mit denen die Insassen der Bude die Avez-
zananer zum Besuch aufforderten. Vater, Tochter und Sohn, dieser in Kostüm
und Haltung an den ewig geprügelten Doffennus der alten Volkskomödie er-
innernd, führten vor dem Eingange eine förmliche dramatische Szene auf in
geberdenreichen Wechselreden, wobei der Doffennus, „der Mann mit dem Buckel
voll Prügel,“ häufig den Stock zu kosten bekam, wenn er die ihm vorgesprouchn
Worte absichtlich verdreht wiedergab. So lebt uralter Volksgebrauch in den
Marserbergen fort.

Es war in der Feiertagsstille des ersten Ostermorgens, als uns bei
wolkenlosem blauem Himmel die feinfüßigen, schnellen Kofse des Wirtes von
Avezzano in einem leichten, aber behaglichen Wagen die ersten Kehren des

Paffes von Monte Salviano hinantrugen, der nach Capistrello im obern Viris-
thale hinüberführt. Die Lerchen sangen wie im deutschen Vaterlande, und es
fehlte nur eins, um uns in die richtige Osterstimmung zu versetzen: der weiche-
volle Klang der Kirchenglocken. Diesen aber kennen die Italiener überhaupt
nicht, sie haben dafür nur ein weicheloses, eifertiges, nervöses Gebimmel, das
durch rasches Anschlagen der Glocken mit Metallstäben hervorgebracht wird. Dafür
begegneten uns kleine Züge malerischer Frauengestalten, die unter der Führung
eines Minoriten auf steilen Fußpfaden zu der auf der Paßhöhe gelegnen Kirche
hinaufftreiben. Aber mehr als diese Gruppen fesselte uns der Anblick der
Gegend. Östlich von uns breitete sich der ungeheure Kessel des ehemaligen
Fucinersees aus, über dem noch dicke Morgennebel schwebten. Der Lacus
Fucinus der Alten bedeckte ungefähr einen Flächenraum von hundertsechzig
Quadratkilometern. Doch wechselte sein Umfang fortwährend, da ihm ein
regelmäßiger Abfluß fehlte. Uralte Ortschaften versanken in seinen Sümpfen;
dazu kam die Malaria. Schon Julius Cäsar soll sich mit dem Plane getragen
haben, den See durch einen Emissar zum Viris abzuleiten. Aber erst der ge-
lehrte Sonderling auf dem römischen Cäsarenthrone, Claudius, verwirklichte in
elfjähriger Arbeit diese Idee. Im letzten Jahre seiner Regierung war der
Kanal fertig und wurde mit einem furchtbar blutigen Schauspieler eröffnet, das
uns Tacitus im zwölften Buche der Annalen schildert. Auf zahlreichen Drei-
und Vierruderern hatte er 19000 Gladiatoren und verurteilte Verbrecher unter-
gebracht, die nun mit ihren Schiffen gegen einander losfahrend dem schaulustigen
Volke Roms und Italiens den Anblick einer Seeschlacht liefern sollten. Der
ganze See war mit Soldaten umstellt, damit die Unglücklichen nicht entinnen
konnten. Der Kaiser selbst im prächtigen Feldherrnmantel und seine ränkevolle
Gemahlin Agrippina in golddurchwirktem Gewande leiteten das Schauspiel.

Aber die Anlage des Emissars erwies sich als unrichtig; bald erfüllte er
seinen Zweck nicht mehr, und auch die spätern Kaiser Trajan und Hadrian
vermochten ihn nicht dauernd brauchbar zu erhalten. Darnach verfiel die ganze
Anlage, und erst in unserm Jahrhunderte bildete sich eine Aktiengesellschaft zur
Ausstrochnung des Sees, deren Rechte 1855 an den Fürsten Torlonia über-
gingen. Mit einem Kostenaufwande von fünfunddreißig Millionen Lire voll-
endete er den 6300 Meter langen und 21 Meter breiten Stollen durch den
Monte Salviano, der das Wasser nach Capistrello zu in den Viris ableitete.
So wurde der See bis auf einen in der Mitte übriggebliebenen Sumpf trocken.
Dieses Land hat er in kleinern und größern Stücken mit Kolonen besiedelt oder an Bauern
der Umgegend verpachtet. So besteht denn hier wie anderwärts in Italien die
uralte Einrichtung der Mientel, einer wirtschaftlich unfreien Bauernschaft, un-
gestört weiter. Den Mittelpunkt der riesigen Grundherrschaft des Fürsten bildet
das erwähnte ansehnliche Verwaltungsgebäude am Markte von Avezzano.

Aber schon wendet sich die Straße nach Westen und gewährt einen neuen Ausblick. Aus dem ebenen Boden des Kessels von Avezzano erhebt sich, in drei Gliedern sanft ansteigend, im Norden eine Hügelkette, die einzige im ganzen Kessel, die vor der Trockenlegung des Sees einen vor Fieberdünsten und Wassersnot gesicherten Ort zur Niederlassung darbot. Auf dieser Hügelkette, hinter der die Schneepyramide des Monte Velino gigantisch in die Lüfte ragt, lag die östlichste Stadt der Ager, Alba Fucentia, unweit der Via Valeria, der südwestliche Schlüssel zu den Abruzzen. Deshalb hat die Stadt in vielen Kriegen eine bedeutende Rolle gespielt. Sie wurde von den Römern noch vor dem Jahre 300 v. Chr. in eine Kolonie mit sechstausend Mann Besatzung verwandelt. Später wurde hier der letzte König der Mazedonier, Perseus, gefangen gehalten. Im Marserkriege hielt die Kolonie treu zu Rom. Im Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus hatten die Aristokraten in Alba Aushebungen veranstaltet und die Stadt mit sechs Kohorten besetzt, die aber zu Cäsar übergingen. Endlich im mutinensischen Kriege setzten sich zwei Legionen, die gegen ihren Kriegsherrn M. Anton meuterten, in Alba Fucentia fest. Noch heute trägt das Dorf, das die eine der drei Hügelkuppen einnimmt, den Namen Alba und zeigt Reste der aus gewaltigen Quadern aufgeführten Stadtmauern und anderer öffentlicher Gebäude.

Während uns diese Erinnerungen beschäftigen, erklimmt der Wagen die aussichtsreiche Paßhöhe des Monte Salviano, und nun öffnet sich der Blick hinunter in einen großen, wiederum von schneeweißen Bergen umrahmten Wiesenkessel. Zur Rechten sehen wir das Hochthal von Cappadocia: die Wiege des schönen Stromes, dessen Anblick uns zunächst noch verborgen bleibt. Das grüne Thal zeigt nur geringen Anbau und ist nicht so schön wie die Gegend um Avezzano, umso mehr fesselt unsern Blick der am nördlichen Ende der Hochebene an der Berglehne aufsteigende Ort Tagliacozzo, an dem uns schon am Ostersonnabend die Bahn vorüberführte. Ein düsterer Schatten schwebt um die grauen Mauern des Bergfleckens. Hier endete das kurze Kriegsglück Konradins, des letzten Hohenstaufen. Er war im August 1268 von Rom her, das ihm auf dem Kapitol mit allem Gepränge gehuldigt hatte, über Tivoli, Riofreddo und Arsoli den kühln Bergweg der alten Via Valeria ostwärts gezogen, um zu den gegen Karl von Anjou aufständischen Sarazenen von Luceria in Apulien zu gelangen. Am 22. August hatte er sein Hauptquartier von Tagliacozzo nach Scurcola vorgeschoben; Karl von Anjou stand bei dem alten Alba Fucentia. Am 23. kam es zur Schlacht, in der der Hohenstaufe zunächst siegte. Aber als er die Schlacht für entschieden hielt, brach sein Gegner, der sich auf den Rat eines französischen Ritters in einer engen Schlucht am Berge Felice verborgen hatte, plötzlich aus dem Hinterhalte hervor und zersprengte das sorglos plündernde Heer der Deutschen. Der Verrat des Frangipani von Astura, der Konradin und seine Begleiter an den

grausamen Anjou auslieferte, und das Blutgericht zu Neapel vollendeten dann das tragische Geschick des letzten Hohenstaufen.

Des Liris wurden wir erst ansichtig, als wir Capistrello erreichten. Es ist eins der malerischsten Felsenester, die ich kenne. Schwarze Steinhäuser, stufenförmig übereinander an die Felswand geklebt, alles in allem ein dunkler, vielsingriger Klumpen, der die kühnsten Vorstellungen von Bergschloß und Felsenkerker noch überbietet, so sahen wir den düstern Ort im schroffsten Gegensatz zu dem klarblauen Himmel darüber und zu dem schneeigen Weiß und zarten Rot rings umher, das die aufgeblühten Kirsch- und Mandelbäume in die Landschaft hineinmalten, und unten um den Stadtfelsen herum toste der grüne Liris so frisch und gewaltig wie das wildeste Bergwasser im Kapruner Thal. Von Capistrello an wird das Liristhal mit einem Schlage reizend und vielgestaltig. Denn kaum ist das Staunen über die Lage und das Aussehen dieser Ortschaft überwunden, so kommt schon ein neues Kabinettstück der Natur und der mittelalterlichen Baukunst zugleich, Pescocanale, das mitten im Thale auf einem isolirten Felsen thront und an Kühnheit der Konstruktion Capistrello fast noch überbietet. Die folgenden Ortschaften haben ein freundlicheres Aussehen, da das Thal, obwohl noch eng, ihnen doch Platz läßt, sich über dem Strom zu beiden Seiten der Straße anzusiedeln. Die beste Rast auf dieser Strecke bietet Civitella Roveto, der Hauptort des obern Liristhals, das bis gegen Sora hin auch den Namen Val di Roveto führt. Hier liegt links von der Straße eine bescheidne Locanda mit einem Kramladen verbunden. Zwei dunkeläugige Schwestern mit feingeschnittenen Gesichtern bewillkommen uns, einige junge Burschen, die hier nach der Kirche einen Schoppen Wein trinken, sind uns behilflich, den Weg zur „bessern“ Stube zu finden. Er führt durch die von herrlichem altem Kupfergeschirr glänzende, mit blauem Holzrauch erfüllte Küche. In der bessern Stube ist kein Gerät als ein alter Tisch und einige Strohstühle, aber die geöffneten Fensterladen lassen den Blick über herrliche Wiesen voll Anemonen, Himmelschlüssel und Gänseblumen gleiten; bald steht auch ein gutes Brot auf dem Tisch, dazu ein flaschenförmiger cacio cavallo — Käse aus Stutenmilch — und ein zwar nicht ganz heller, aber trefflich schmeckender Weißwein. Auch der Kutscher bekommt sein Teil von dem Mahle, und die ganze Zehrung für drei Personen beträgt siebenundzwanzig Soldi, etwa eine Mark.

Dann geht es weiter auf trefflicher Straße das herrliche Thal hinunter durch eine zauberhaft schöne Landschaft. Unten am graugrünen Liris entlang zieht sich ein blumiger Ager; darüber erheben sich terrassenartig sanft ansteigende Vorberge mit blühenden Fruchtbäumen bepflanzt; höher hinauf erstrecken sich grau- und violettfarbne Kalkfelsen, und darüber leuchtet der blendendweiße Schnee des Monte Viglio und der Pizzodeta. Die Aussicht ist um so schöner, da die Eichen, die unsern Weg begleiten, noch kein Laub haben.

und da der Schnee noch so reichlich die obersten Bergkämme bedeckt. Bei jeder Windung der Straße werden neue Naturschönheiten offenbar, und dazwischen liebliche Genrebilder aus dem Volksleben des Thales. Kinder treiben zur Osterfreude ein besonders geliebtes Haustier auf die Weide, ein Schaf oder einen Esel, am häufigsten aber erscheint als Spielgefährte das Schwein, eine saubere, hochbeinige, schwarze Rasse, edler in Aussehen und Haltung als der mitteldeutsche Fettwäzler, auch wohlschmeckender.

Bald erscheint zur Linken eine malerische Ortschaft, von einem gewaltigen Kastell überragt: es ist Balsorano. Die oberste Thalstufe des Liris ist hier zu Ende, und es beginnt eine zweite: das Thal von Sora. Das ist wohl auch die Bedeutung des Ortsnamens Balsorano, der soviel wie Valle Sorana bedeutet. Sora, die altberühmte Hauptstadt dieses Thalstückes, liegt 2½ Stunden weiter abwärts. Zugleich verlassen wir nun auch das Gebiet der Marsker und kommen in das der Volsker: die Grenzwaclit zwischen beiden Stämmen lag hier wahrscheinlich auf derselben Stelle, wo sich jetzt das Kastell von Balsorano so trotzig erhebt. Hier verließen wir den Wagen. Denn als deutsche Wandersleute fühlten wir das Bedürfnis, uns die noch weiter bevorstehenden Genüsse durch die Strapazen einer Fußwanderung gewissermaßen zu verdienen. Wir widerstanden also den Lockungen der rechts an der Straße winkenden saubern Locanda, deren schöne Wirtin soeben im Festtagschmuck vor der Thür erschien, nahmen zum Erstaunen unsers Kutschers, den wir hier entließen, das Gepäck auf den Rücken, Mantel und Schirm in die Hand und wanderten fürbaß. Es war nicht wohlgethan. Denn es war um die Mittagszeit. Und obwohl wir im Wagen fahrend keine Hitze bemerkt hatten, sondern nur die angenehme Wärme eines deutschen Waiitages, so war doch beim Gehen die Insolation so stark, daß sie dem gepackten Wandrer bald lästig wurde. Trotzdem erheiterten uns in unsrer selbstgewählten Drangsal manche anmutigen Bilder neapolitanischen Volkslebens, die sich uns auf der Landstraße darbolen. Hier und da brachten junge Burschen mit Hirtenflöte und Dudelsack der schönen Insassin eines Hauses ein Ständchen; da und dort saß auch ein Mädchen am Wege, den schwarzgelockten Kopf ihres Schazes im Schoße haltend, und erwies ihm jene im Neapolitanischen recht verständliche Wohlthat, die Murillo so anmutig zu malen versteht.

Endlich rückte der schwarze Fels von Sora, den eine riesige viereckige Akropolis krönt, näher, und nach zweieinhalbstündiger Wanderung erreichten wir mit rotglühenden Köpfen die ersehnte Stadt.

(Fortsetzung folgt)

